

Zauberlöffel Eins-Zwei-Drei

Oder:

Von Menschen, die nichts Böses ahnend Spuren im Leben anderer hinterlassen

Erinnerungen an Heinz Baumgarte
in mehreren Akten (und mit diversen Klammern)

von
Achim Schmidt-Carstens

Prolog

Sonntagsspaziergänge. Ich hasse Sonntagsspaziergänge.

Zugegeben, heute bin ich täglich draußen unterwegs. Freiwillig. Und dann auch gleich immer so zwischen zwei bis drei Stunden. Nein, nicht am Stück. In Etappen. Weil der Hund raus muss. Und Socke – also diesen Hund – den gibt es ursächlich vor allem deshalb in meinem Leben, weil die Venen – jedenfalls meine – sich als höchst zickige Mitbewohner meines ehemals halbwegs durchtrainierten Körpers erwiesen haben, solche, die immer gleich mit „Entzündung“ drohen, sollten sie vom sie umgebenden Kerl – also mir – nicht in ausreichendem Maße und obendrein regelmäßig bewegt werden.

Sie erraten am verwendeten Dativ-E in etwa mein Lebensalter? Ja, ich gehöre zu jener Generation, der diese Spielart deutscher Sprache zumindest geläufig ist. Und dennoch: ich hasse Sonntagsspaziergänge. Hab sie schon früher gehasst.

Ausgiebig. Und musste trotzdem mit. Jeden Sonntag. Hätte ich damals schon das beachtliche Portfolio an Argumenten und Beleidigungen späterer Tage errahnt, ich hätte verdrießlich fürbass geflucht: Ihr verschissenen Proletarier, die ihr euch nach nichts mehr denn nach den weltlichen Weihen mittelmäßiger Kleinbürgerlichkeit seht...! Weshalb verdonnert ihr nur euren lebenshungrigen, unschuldigen Nachwuchs dazu, jeden verfluchten Sonntag mit euch sinnfrei durch die Gegend zu marschieren? Allein: dieser herzhaften Vorwürfe war ich damals noch nicht habhaft. Und so bin ich denn grollend mit gelatscht.

1. Sonntagsspaziergang

Mit sechs, sieben, acht, neun Jahren habe ich jeden dieser verhassten Sonntagsspaziergänge überwiegend gesenkten Hauptes absolviert. Und vehement gegen jeden noch so kleinen Stein, der im Weg lag, getreten. In der vagen Hoffnung, damit das Leder der Sonntagsschuhe zu ruinieren; auf dass die Schuhe irgendwann zum Schuster müssten und mir damit wenigstens einer der künftigen Sonntagsspaziergänge erspart bleiben möge... ein einziger nur! Wenigstens.

Es lagen für gewöhnlich etliche Steine auf dem Weg, wenn wir unsere übliche Route spazierten: Ratswiese, Wasserkunst, Herrenhausen, Busch-Museum (optional)...

Leine-Wiesen, Fössebad und zurück zum Lindener Hafen. Und Mami sagte ständig: Achim, nimm die Füße hoch. Hab ich aber nicht. Hat trotzdem nix geholfen.

Natürlich war sonntags Spazieren gehen zwar überwiegend, aber eben nicht nur doof. Wobei sich meine Wertmaßstäbe in Bezug auf das einzige (!) Highlight so um das Jahr 1964 herum verschoben haben müssen: mit vier, fünf Jahren war die für einen laufenden Meter wie mich eindeutig gewaltige Fontäne im Großen Garten die größte Verlockung... die allerdings allzu häufig zur herben Enttäuschung wurde, da das blöde Ding selbst im Sommer nicht verlässlich in Betrieb war. Nur wenig später dann, mit sechs, sieben, acht, neun Jahren schob sich immer deutlicher das Gartencafe „Dornröschen“ ins Zentrum meines kindlichen Interesses... ich sage nur: Eis. Oder Berliner Weiße mit Waldmeistergeschmack. Gut, die Vorlieben in Bezug auf die leiblichen Begehrlichkeiten mögen sich seither verändert haben – was hingegen meine Affinität zu gewissen Lokalitäten betrifft (und wir sprechen hier ja nun mal immerhin von einem Biergarten, dem angeblich ältesten in Hannover und um zu) habe ich der ehemals zart knospenden Liebe seit damals eisern die Treue gehalten: Restaurants, Kneipen, Cafes und insbesondere Biergärten sind bis heute mein Schönstes!

Vom Schönen ist es ja nur ein gelangweilter Katzensprung bis hin zum Besonderen: und zu etwas ganz besonderem wurde ein solcher Sonntagsspaziergang für mich, wenn wir in den Leine-Auen Rolands Papa mit seiner Staffelei entdeckten. Etwa drei, vier Mal mag es sich in all den Jahren zugetragen haben, dass wir – ein gutes Stück abseits des Gehwegs mit seiner gesittet manierlichen Prozession ehrwürdiger Lindener und Limmeraner im Sonntagsstaat – Herrn Baumgarte im hohen Gras entdeckten. Mit Leinwand, Ölfarben, Pinsel und Staffelei. Und Baskenmütze. Ich bin

dann mitten durchs hohe Gras voller Vorfreude auf ihn zu galoppiert (ich bin in jenem Alter auf jeden, den ich irgendwie kannte und halbwegs sympathisch fand freudestrahlend zu galoppiert), hab mir neugierig das gerade angefangene oder halb fertige Bild angesehen und eifrig Einzelheiten darin in dem Stückchen Landschaft hinter der Staffelei gesucht, hab mit Sicherheit brav Guten Tag gesagt und mit hoher Wahrscheinlichkeit mancherlei fragwürdige Frage gestellt... Herr Baumgarte war höflich, heute würde ich wohl sagen: reserviert – und mit einiger Sicherheit heilfroh, wenn meine Eltern etwas später auf der Bildfläche erschienen, meine Mami dann ein paar wohl gesetzte Freundlichkeiten formulierte... und unter Mitnahme des höchst naseweisen Sohnes das Feld wieder allein dem Künstler überließ.

So in etwa könnte es gewesen sein. Muss es aber nicht. Und ist auch in Wirklichkeit gar nicht wichtig, ob es nun so... oder vielleicht um ein wenig anders war. Wichtig und – eigentlich erst jetzt, in der Rückschau – kostbar war und ist für mich etwas ganz anderes: das Bild, das ich bis heute im Gedächtnis habe: dutzende, ach was sage ich: hunderte Spaziergänger, alle fein angezogen, jeder für sich ein Oberwichtigkeitsmeister... die sich wie ferngesteuert, aber mit ungeheurer Selbstverständlichkeit – einer trägen, endlosen Schlange gleich – brav auf den Fußwegen zwischen Leine und Schnellstraße und zwischen Leine und Limmer hin und her schieben... nirgends ein Schild, dass das Betreten der Wiesen verböte... und doch achten sie alle, einer höheren Bestimmung folgend, peinlich darauf, nicht aus der Spur zu geraten, nur ja nicht vom rechten Weg ab zu kommen... hier und da zieht ein Herr (ja, so was gab es damals noch) beiläufig grüßend den Hut... na ja... und dann steht da mitten in der Wiese dieser Mann: mit seiner ollen Cordjacke (he, es ist Sonntag!) und mit seiner Baskenmütze und mit fröhlich blitzenden Augen ganz mutterseelenallein mit seiner Staffelei, seinem Pinsel und seinen Farben. Scheinbar zufrieden mit sich und seinem Werk steht er – höchstens ein paar Meter entfernt von dieser! – in einer völlig anderen Welt. Verschwendet nicht einen Blick an die, die etwas oberhalb feierlich auf den Uferwegen flanieren. Denn er ist Eins mit sich und seinem Werk. Und sich selbst genug.

Schon damals – so will es mir heute scheinen – habe ich gewusst: wenn überhaupt... dann will ich später mal wie „dieser Eine“ werden – unter gar keinen Umständen aber einer von den Vielen, den Feinen und Braven, die sich immer und überall so entsetzlich einig sind. Und dann habe ich auf jedem Sonntagsspaziergang nach dem

Maler Ausschau gehalten. Ich habe ihn leider nur selten gesehen. Aber immer gewusst, dass es ihn gibt.

Künstlers Klammer

Maler komponieren in Farben. Komponisten mischen die Töne. Bildhauer ringen mit Holz oder Stein. Dichter schnitzen sich Silben. Und sie alle eint eine Sehnsucht: die Sehnsucht nach einem dieser höchst seltenen und daher so kostbaren Rendezvous mit sich selbst und der Einmaligkeit.

Nein, nicht so, wie Sie sicher denken... nicht das oberflächliche, höchst banale Streben nach langweiligen Dingen wie Ehre, Ruhm und Geld treibt ihn an! Klar ist Geld klasse. Aber was wirklich zählt, was weit wichtiger ist, das sind die kleinen privaten, intimen Momente des Glücks: ein zart-blasses Blau, das die Reinheit der Seele wie kein Pinselstrich jemals zuvor offenbart... und wie sie wohl auch in Zukunft niemals wieder einer auf die Leinwand bringt. Eine Tonfolge, zwei, drei Takte des Gesamtwerkes nur, wie sie in ihrer gekonnt verspielten Beiläufigkeit kein Komponist je ersann. Die ebenmäßige, perfekt gelungene kleine Rundung an einer aus Granit gemeißelten Skulptur, die in der Geschichte der Bildhauerei ihresgleichen sucht. Der überzeugende Reim, der seine urwüchsige Kraft aus scheinbarer Selbstverständlichkeit schöpft.

Zugegeben: am folgenden Morgen – von einer unerbittlich wahrhaftigen Sonne belächelt – scheinen die meisten dieser im gnädigen Zauber der Nacht komponierten Töne, Farben und Silben elend beliebig... um nicht zu sagen: banal. Und doch weiß der Künstler ganz sicher: es gibt ihn – diesen einen Moment... diesen Moment, in dem er sich Eins fühlt mit sich und mit seiner Kunst. Und selbst, wenn schon am folgenden Morgen nicht mehr ganz klar ist, wie genau dieser magische nächtliche Moment überhaupt zustande kam... das ungeheure Glücksgefühl, das er auslöste – das wird kein Künstler jemals vergessen.

Rolands Stadt

Wann immer ich von meiner Kindheit erzähle, fällt höchst verlässlich und eher früher als später der Satz: Wir hatten ein offenes Haus. Denn meine Freunde – wie auch die Freundinnen meiner Schwester – waren bei uns zu Hause jederzeit herzlich willkommen. Weshalb bei uns dauernd Betrieb war, warum sich Nachbarkinder und

Schulfreunde derart pudelwohl fühlten... das habe ich, zugegeben, erst Jahre später wirklich begriffen: als ich kurz vorm Abitur – bei einem Kumpel in der elterlichen Waldheimer Villa zu Besuch – eher zufällig einen kurzen Blick ins hochherrschaftliche Wohnzimmer warf – wo die prunkvollen Polstermöbel unter zentimeterdicken Plastikschoonbezügen teilnahmslos des nächsten hohen kirchlichen Feiertags harrten, um im Sonntagsstaat mal wieder für zwei Stunden „besessen“ zu werden.

Wir am Lindener Hafen, wir hatten eine Wohnung – und diese Wohnung wurde bewohnt. Unsere Polstersessel ließen sich durch das Entfernen der schweren Sitzpolster problemlos in Burgen, Schiffe oder U-Boote verwandeln... wobei den losen Sesselpolstern vorzugsweise die Rolle einsamer Inseln in den tosenden Wogen des Wohnzimmerteppichs zukam.

Wir haben tagelang mit etwa fingergroßen Plastikfiguren Cowboy und Indianer gespielt, wobei die Indianer – naturverbunden – in weit verzweigten Bauklotzburgen im Esszimmer und die Cowboys in beachtlichen Legosteine-Städten im Wohnzimmer campierten... frühestens nach zwei, drei Tagen wurde bei uns übers Aufräumen verhandelt, solange turnte die komplette Familie allabendlich klaglos zum Gutenachtsagen durch die Bauklotz- und Lego-Savanne hindurch.

Es gab in meiner Kindheit nur ein Zuhause, in dem ich mindestens ebenso gern war, wie in meinem: und das war Rolands Zuhause. Und neben der Schaukel im langen Flur hatte die Wohnung der Baumgarte zwei absolute Kracher zu bieten: die Stadt und die Eisenbahn. Auf zwei – aus Kinderhöhe betrachtet – gigantischen Tischen (die, wie z.B. zu Rolands Geburtstagen immer mal wieder kurzfristig zu bestaunen, im wahren Leben eigentlich einen Teilzeitjob als Esstisch und Wohnzimmertisch hatten) haben wir stundenlang einträchtig aus einem schier unerschöpflichen Sortiment an bunt bemalten Holzhäusern immer neue Stadtlabyrinth sortiert... und zwischendrin gewaltige Schienennetze verlegt. Klar hat Frau Baumgarte schon damals erzählt, dass ihr Mann habe die Häuser der Stadt selbst gebastelt und eigenhändig bemalt. Das allerdings war mir vollkommen wurscht – mit dieser großartigen Stadt und der Eisenbahn konnten wir beiden Jungs einfach herrlich träumen... die Gedanken fliegen lassen... und wunderbar spielen!

Wenn es draußen langsam dunkel wurde, kam Herr Baumgarte von der Arbeit nach Haus. Meist war das dann das sichere Zeichen für mich zum Aufbruch. Doch hin und wieder saß er auch plötzlich – durch die große Verbindungstür deutlich zu sehen – im Wohnzimmer auf seinem Stuhl und balancierte mangels Wohnzimmertisch (der ja wieder mal seiner eigentlichen Bestimmung als Stadtgebiet nachkommen musste) die leise raschelnde Zeitung im Schoß. Er hat übrigens niemals mitgespielt.

Klammer, kreativ

Kreativität ist ein Wort lateinischen Ursprungs und steht laut Duden für „das Schöpferische“ und „die Schöpferkraft“.

Und wir sind uns wohl einig: Kreativ ist ein Maler, der mit der Wirkung von Farbmischungen experimentiert. Ein Musiker, der neue Harmoniefolgen ausprobiert. Ein Autor, der sich bemüht im wohlüberlegten Satz seiner Worte plastische Bilder zu malen.

Doch auch ein Autoschlosser, der mangels Ersatzteil eine defekte Wasserpumpe mit einem Anschluss aus einem alten Warmwasserboiler repariert... auch der ist kreativ. Und erst recht der Arbeitslose, der sich trotz Sozialhilfe – oder neudeutsch: Hartz IV – bemüht, es seinen Kindern an nichts fehlen zu lassen. Kreativ zu sein, das heißt vor allem: gestalten. Und egal, ob wir unser Leben nun nach dem polyphonen Klingelton unseres Mobiltelefons, nach dem nächsten Heimspiel unseres Fußballvereins, nach dem nächsten Kulturtermin oder nach sonstigen angeblich höheren Zielen eintakten... wir alle sind bei der Gestaltung unseres Lebens schon zwangsläufig schöpferisch tätig. Klar, es heißt zwar: nur eines ist sicher – und das ist der Tod. Doch meiner Meinung nach lenkt diese Einsicht nur ab von einem Punkt, der weit wichtiger ist: denn lange vor diesem Tod sind wir alle verantwortlich für die Gestaltung unseres Lebens. Also egal, ob ich nun in den Spiegel schaue, ob du in den Spiegel schaust oder ob Sie das tun... es gibt nur einen Herrn im Leben eines Menschen: und den erkennt jeder von uns jeden Morgen überdeutlich im Bad! Denn es ist genau der, der uns aus eben diesem Spiegel brummig entgegen guckt. – Mag sein, dass die Lebensumstände von Zeit zu Zeit dem (großen) Lebensplan nicht gerade zuträglich sind... aber genau da – da hat dann die Kreativität ihren Auftritt.

Was, ich schweife ab? Selbstverständlich schweife ich ab! Denn meiner Ansicht nach ist genau das bitter nötig, um die Realität eines Malers, eines Bildhauers, eines Musikers, eines Dichters zu begreifen – also eines Menschen, der gemeinhin als „kreativer Künstler“ gilt. Natürlich muss auch ein solcher Mensch sich in den ganz alltäglichen Lebenszusammenhängen bewähren, muss für sein Auskommen sorgen, seine Miete und seine Rechnungen zahlen... die Familie ernähren. Was mal besser, mal schlechter gelingt. Und was dann auch schon mal zur Entbindung von Sieben-Monats-Kindern in Zürich führt. Aber obendrein, neben dem festen Willen und der Schaffenskraft, die ein jedes Leben ohnehin von uns verlangt... drängt es den so genannten „Künstler“ irgendwie, etwas ganz Besonderes von sich her zu schenken, geboren aus seiner ganz persönlichen Sicht auf die Welt – sozusagen als kreative Extraportion. Ohne, dass ihn jemals wer darum gebeten hätte. Und für dieses ungefragte Mehr an Kreativität nutzt der Künstler dann streng genommen: gestohlene Zeit. Die er beherzt von Frau, Kindern, Kollegen und Freunden klaut... wenn er sich hinsetzt und sonntags eine Leinwand, oder nächtens ein Holzhaus, einen Kleiderschrank oder eine Marionette bemalt. – Hat ein Künstler Glück, dann wissen die Menschen um ihn diese Arbeit wie auch das Ergebnis solch „kreativer Sonderschichten“ im Leben zu schätzen. Und wenn er ganz großes Glück hat... dann sitzt die Gattin nächtens im Zimmer nebenan und näht für ein paar selbst entworfene Marionetten maßgeschneiderte Kleider.

Zauberlöffel Eins, Zwei, Drei

Mit den Marionetten ging meine Kindheit zu Ende. Natürlich war mir das damals noch nicht klar. Selbstverständlich haben mich Rolands Marionetten und das großartige Theater mit den liebevoll bemalten Kulissen schwer beeindruckt. Und doch... mit den Marionetten bekam – so will es mir heute scheinen – die Phantasie einen anderen Zungenschlag. Mit den Figuren wurde der freie Flug der Gedanken in festere Bahnen gelenkt. Denn jede der Marionetten brachte so etwas wie eine eigene Persönlichkeit mit, führte in gewisser Hinsicht ein Eigenleben... und schob damit die kindliche Phantasie in den Rahmen einer relativ klar umrissenen Rolle. Vorzugsweise haben wir uns an Bildern aus dem Kaspertheater oder der Grimmschen Märchenwelt orientiert. Und nie im Leben wäre es Roland oder mir eingefallen, die Prinzessin derbe fluchen zu lassen!

Und dann waren da noch die Vorstellungen im Marionetten-Theater, zu denen Vater und Sohn gemeinsam einluden. Großartige Veranstaltungen, im Stil eines echten Theaterabends! – Ich kann sie mir heute lebhaft vorstellen, die zahllosen Stunden der Vorbereitung: vorab die Suche nach einer passenden Geschichte... dann Puppen basteln, bemalen... Kostüme nähen... Kulissenbau... die sorgfältige Gestaltung der Programmhefte... und obendrein noch die liebe, lange Zeit für die Proben! Am Nachmittag der Premiere dann das Lampenfieber, kurz bevor endlich die ersten Gäste eintreffen – und erst recht, wenn sie erwartungsvoll Platz nehmen... zu guter Letzt, nach der Vorstellung, dann der Blick in vor lauter Aufregung und Begeisterung heiß glühende Kindergesichter. Und als verdienter Lohn für die ganze Mühe: eine herzliche Handvoll Applaus.

Doch ehrlicherweise will ich gestehen, dass mich seinerzeit nach jeder gelungenen Vorstellung – auch wenn ich kurz zuvor noch sehr mitgefiebert und krakelt hatte – eine erste leise Ahnung davon umwehte, dass es in dieser Welt zwei Sorten Menschen gibt: die, die auf der Bühne stehen. Und jene im Publikum. – Und in gewisser Weise schien mir der Zuschauerraum schon damals ein bisschen zu dunkel.

Lebenswege

Wenn sich einer wie ich – jenseits der Fünfzig – deutlich über die Mitte des Lebens hinaus wähnt... dann kommt er schon mal auf den Gedanken, sich Gedanken zu machen: Wo komme ich her? Wie wurde ich eigentlich das, was ich bin?

Mit Sicherheit weiß ich, dass Rolands Papa keine Spur von Verantwortung trägt für das, was letztendlich aus mir wurde! Dennoch er kommt in ein paar für mich bedeutenden Bildern vor, die mein Leben – wie auch den Blickwinkel, aus dem ich dasselbe mit ungebrochener Neugier betrachte – ganz zweifellos prägten.

Er war mir auch kein Vorbild, völliger Quatsch. Und – anders als er – habe ich mich vor Jahrzehnten schon auf den nicht ungefährlichen und immer wieder spannenden Selbstversuch eingelassen, allein und ausschließlich von den Früchten kreativer Arbeit zu leben... was mal besser, mal schlechter gelingt und nicht nur frei, sondern auch vogelfrei macht.

Doch denke ich zurück an fein gemachte Sonntagsspaziergänger und einen Maler, der mit seiner Staffelei allein in der Wiese steht... dann kann ich fröhlich und tapfer von mir behaupten: ich habe mich nie in die bürgerlich-sittsame Prozession vorauseilender Ordnungsliebe eingereiht – ich bin ein Leben lang ein wenig abseits des Weges, dem Maler gleich, durchs kniehohe Gras spaziert.

Epilog

Da es nun hier heute um die Erinnerung an das Leben und Werk eines weithin geachteten Künstlers geht, will ich Ihnen zum guten Schluss nicht verschwiegen, welches der Kunstwerke Heinz Baumgartes den zweifellos tiefsten Eindruck auf den seinerzeit etwa 5-jährigen Achim machte: es ist der bunte Kleiderschrank in Rolands Kinderzimmer gewesen. – Wobei es weniger Motiv und Gestaltung waren, die mich in ehrfürchtiges Erstaunen versetzten... es war vielmehr die Tatsache, dass Rolands Papa den Schrank einfach so hatte bemalen dürfen – ohne, dass seine Frau mit ihm schimpfte!

17-10-09 ASC